

Rose Sommer*

Volker Braun: *Das Eigentum*

Volker Brauns Gedicht „Das Eigentum“ ist eine Klage über das schnelle Ende der DDR, seines Landes, in dem er verwurzelt war und zu dem er sich - bei aller Kritik - öffentlich bekannte. Es erschien im August 1990 unter dem Titel „Nachruf“ in der Tageszeitung „Neues Deutschland“ und war Teil einer heftigen, oft auch verletzenden Kontroverse zur deutschen Wiedervereinigung. West- und ostdeutsche Autoren und solche, die einmal ostdeutsche Autoren gewesen waren und nun im Westen lebten, stritten um die deutsch-deutsche Vergangenheit und die gesamtdeutsche Zukunft. Vor allem aber stritten sie über die Literatur, genauer: über die Funktion von Literatur in der Gesellschaft und darum, wie sie sich zur Politik zu verhalten habe. Letztlich ging es um die Frage, in welchem Deutschland die richtige und gerechte deutsche Literatur 40 Jahre lang ihren Wohnort gehabt hatte. In dieser hitzigen Debatte wirkte Brauns leises, trauriges Gedicht wie ein Innehalten, eine wehmütige Erinnerung, der Abgesang auf etwas, das einmal viele Hoffnungen barg und nun unwiederbringlich verloren war.

Volker Braun gehörte zu den DDR-Autoren, die die Verhältnisse im real existierenden Sozialismus kritisch beobachteten und kommentierten, ohne jedoch die Hoffnung auf eine positive Entwicklung des Staates, den Glauben an den Sozialismus als ideale Gesellschaftsform zu verlieren. In seinen Texten verband sich die Kritik am real existierenden Sozialismus mit einem unerschütterlichen sozialistischen Fortschrittsglauben. Für Braun ist Gesellschaft ein Prozeß, ein sich stets wandelndes, fortentwickelndes Gebilde, dessen größte Bedrohung der Stillstand ist. Kritik hat die Funktion, solchem Stillstand entgegenzuwirken. Brauns Texte übten Kritik in diesem Sinne: Sie legten die Widersprüche zwischen Anspruch und Wirklichkeit des DDR-Sozialismus offen, um die sozialistische Entwicklung voranzutreiben, ohne die DDR-Gesellschaft grundsätzlich in Frage zu stellen.

Trotz aller Unzufriedenheit mit den Verhältnissen in der DDR und trotz aller Einschränkungen, denen kritische Dichter unterworfen waren, wäre es für Volker Braun undenkbar gewesen, sein Land zu verlassen, wie es viele kritische Schriftsteller besonders nach 1976 taten. Schon 1987 schrieb er in seinem Gedicht „Das Lehen“: „Ich bleibe im Lande und nähere mich im Osten [...] noch bin ich auf dem Posten.“¹ Unübersehbar die Anspielung auf das Bibelwort: „Bleibe im Lande und nähere dich redlich“ (Psalmen: 37,7) als Aufforderung zum Standhalten, zur Treue dem Land gegenüber, das sich in einen Westen

¹ Volker Braun: *Langsamer knirschender Morgen*. Halle/Saale 1987.

und einen Osten gespalten hat. „Osten“ aber ist analog zu der damaligen Weltaufteilung in einen Ost- und einen West-Block als Synonym für den Sozialismus zu verstehen. Drei Jahre später wird dieses Bekenntnis angesichts der Auflösung der DDR fast trotzig bekräftigt: „Da bin ich noch“. Das heißt: Ich bin noch hier, im Osten, und zugleich: ich bin noch da, ich existiere noch und mit mir die Idee des Sozialismus.

Waren es seinerzeit die Schriftsteller, die das Land verließen, so ist es 1990 das ganze Land, das ‚in den Westen geht‘, sich ‚wegwirft‘, sich verschenkt, auch wenn es nur eine ‚magre Zierde‘ zu bieten hat. Was in vierzig Jahren aufgebaut wurde, scheint plötzlich wertlos. Dem Winter, der sich schon in dem Gedicht „Das Lehen“ als „Winter der Strukturen“ vorformuliert findet und die Kälte und Erstarrung des DDR-Sozialismus meint, dabei aber auch Assoziationen zum Kalten Krieg zuläßt, folgt der Sommer 1990, in dem sich die Ereignisse überstürzen. Nach der jahrzehntelangen Kälte nicht nur der politischen Ost-West-Beziehungen kommt es plötzlich zu einer hitzigen Verbrüderung. Die ist, so Braun, durch niedere Beweggründe, handfeste ‚Begierden‘ motiviert: Konsumwünsche auf Seiten des Ostens, Expansionsgelüste auf Seiten des Westens?

Die Wiedervereinigung wird von Braun als räuberischer Akt beschrieben: die ‚Kralle‘, der Brauns Eigentum, sein Land, zum Opfer fällt, ist die des bundesrepublikanischen Adlers, eines Raubvogels, der alles verschlingt. In welche Richtung die Entwicklung im wiedervereinigten Deutschland gehen wird, steht für Braun denn auch außer Zweifel: „KRIEG DEN HÜTTEN FRIEDE DEN PALÄSTEN“. Die Umkehrung des Büchner-Zitats aus dem „Hessischen Landboten“ klingt wie der Kampfruf der Gegenrevolution. Die Integration der DDR in die Bundesrepublik ist für Braun ein Rückschritt in vorrevolutionäre Verhältnisse. Es ist der Sieg des Klassenfeindes, der Sieg des Kapitalismus, ein Sieg, der - so deutet es der umgekehrte Kampfruf an - rücksichtslos durchgesetzt werden wird.

Das Ende der DDR bedeutet nicht nur das Ende des real existierenden Sozialismus, sondern auch das Ende einer Utopie: „Was ich niemals besaß wird mir entrissen./ Was ich nicht lebte, werde ich ewig missen“. Die Idee des Sozialismus, in der DDR nie richtig verwirklicht, nie wirklich gelebt, aber als Utopie Grundlage der schriftstellerischen Arbeit, verliert mit der DDR ihre materielle Basis. Alle „Hoffnung“, daß der wahre, dem Ideal entsprechende Sozialismus doch noch erreicht werden könnte, ist verloren. Dabei war es eben jenes „Prinzip Hoffnung“ (Bloch), das den zugleich regimekritischen und staatstreuen DDR-Autoren zur „Falle“ wurde. Sie versuchten den Spagat zwischen einem realen Sozialismus, den sie kritisierten, und einem idealen, theoretischen Sozialismus, dem sie die Treue hielten. Letztendlich haben sie jedoch mit ihrer Kritik am SED-Staat - die doch nur an die Verwirklichung des sozialistischen Ideals gemahnen sollte - zu dessen Auflösung beigetragen. Sie selber haben, wie Braun sagt, ihrem Land *den Tritt versetzt*.

Mit dem Scheitern des sozialistischen Staates ist Brauns Texten die Grundlage entzogen worden. Seine Gedichte, Erzählungen und Theaterstücke beschrieben das Leben im Sozialismus, die Widersprüche zwischen Wirklichkeit und sozialistischem Anspruch. Sie zielten auf Verbesserung, Vervollkommnung des sozialistischen Staatsgebildes. Mit dem Ende der DDR verliert Braun die Wirklichkeit, an der seine Texte sich abarbeiteten. Er verliert auch den Bezugsrahmen seiner Literatur (die offizielle Kulturpolitik, die ihn mitgetragen hat), und er verliert vor allem sein Publikum. Der Sozialismus ist überwunden und vergessen, niemand interessiert sich mehr für Fragen des sozialistischen Aufbaus. Mit seiner Überzeugung steht Braun nun im Abseits. Sein Text wird „unverständlich“, weil er nicht in die BRD-Wirklichkeit paßt. Brauns operatives Literaturverständnis, seine Vorstellung von literarischer Mitwirkung am Prozeß Gesellschaft ist obsolet geworden. In der BRD-Gesellschaft hat die Literatur kaum noch direkten Einfluß auf das politische Geschehen. Literatur und Staat stehen sich hier, anders als in der DDR, fremd und gleichgültig gegenüber. Darüber hinaus verliert Braun auch die sprachlich-strukturelle Grundlage seiner Texte. In der DDR-Literatur haben sich unter dem Druck staatlicher Kontrolle spezifische Sprachformen, Andeutungsmuster, Bilder herausgebildet, die die Texte strukturierten. Die Notwendigkeit, Kritik derart einzukleiden, daß sie den Zensoren nicht allzu deutlich ins Auge sprang, hat eine sehr zurückhaltende, tastende, selbstkritische Literatur hervorgebracht, eine Literatur, die von westlicher Seite oft mißverstanden wurde. Die deutsch-deutsche Literaturdebatte, die sich nach der Wende an Christa Wolfs Erzählung „Was bleibt“ (1990) entzündete², zeigt das Ausmaß des Unverständnisses, die grundsätzliche Verschiedenheit der Maßstäbe, zeigt vor allem auch, wie weit sich DDR- und BRD-Literatur voneinander entfernt haben. So konstatiert der westdeutsche Literaturkritiker Ulrich Greiner in seinem Artikel zum Potsdamer Kolloquium über die *Kulturnation Deutschland*: „daß es gerade noch die deutsche Grammatik ist, die prominente Intellektuelle der DDR mit der Kultur der Bundesrepublik verbindet.“³ Und er rät all jenen DDR-Autoren, die sich nicht sofort und bedingungslos von ihrer Geschichte, ihren Hoffnungen und ihren Idealen trennen wollen, sie sollten mit ihren realsozialistischen Seelen „bleiben, wo der Pfeffer wächst.“⁴

Auch dieses Zitat nimmt Braun, neben den Verweisen auf eigene („Das Lehen“) und theoretische Texte (Bloch), in sein Gedicht auf. Auffällig ist dabei die optische

² Vgl. *Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder „Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge“*. Analysen und Materialien. Hgg. v. Karl Deiritz, Hannes Krauss, Hamburg - Zürich 1991. Sowie: *Es geht nicht um Christa Wolf. Der Literaturstreit im vereinigten Deutschland*. Hgg. v. Thomas Anz, München 1991 (erweiterte Neuauflage Frankfurt 1995).

³ Ulrich Greiner: *Der Potsdamer Abgrund. Anmerkungen zu einem öffentlichen Streit über die „Kulturnation Deutschland“*. In: Die Zeit Nr. 26, 22, Juni 1990.

⁴ Ebd.

Hervorhebung durch Kursivschrift. Sie markiert in Brauns Texten eine wörtliche Entlehnung, schafft aber auch zugleich Distanz zum eingebrachten Zitat. Hier dient sie darüberhinaus, ebenso wie die plakativen Versalien des umgekehrten Büchner-Zitats, zur optischen Strukturierung des Gedichts, das in seiner zwölfzeiligen, strophenlosen Form wie ein Block erscheint. Der Ruhe des visuellen Eindrucks entspricht eine formale Kompaktheit: Da Vers- und Satzzeilen zusammenfallen, gibt es kaum Spannungen im strukturellen Aufbau, das Gedicht wirkt ruhig, getragen, ja fast schwermütig. Nur da, wo die Verse mit einer männlichen Kadenz, d.h. ohne Senkung enden (Zeilen 3,6,7), wirken die Sätze weniger klagend als anklagend, zornig. Dabei richtet sich Brauns Zorn sowohl selbstkritisch gegen die eigenen Fehler als auch gegen die Arroganz derer, die ihn ausgrenzen. Es gibt noch andere Strukturierungselemente: In der parataktischen Satzreihung bilden die Zeilen 6/7 und 8/9 durch ihre gleichlautenden Anfangsworte („Und.../Und...“ bzw. „Was.../Was...“) Verspaare und erhalten damit besonderes Gewicht. Noch auffälliger ist die vertikale Teilung der Verse durch eine Zäsur⁵, die schon in der ersten Zeile durch den Doppelpunkt („Da bin ich noch:...“) hervorgehoben wird und sich in dem zweiteiligen „Krieg den Hütten - Friede den Palästen“ verstärkt. Sie setzt sich mit Hilfe kleiner syntaktischer Verschiebungen im Satzbau („Ich selber habe ihm...“ statt: Ich habe ihm selber, oder „Es wirft sich weg und seine magre Zierde“ statt: Es wirft sich und seine magre Zierde weg) in abgemilderter Form auch in den folgenden Zeilen fort. In den Zeilen 8/9 wird die Opposition der beiden Versteile noch einmal ganz deutlich, indem sie fast paradoxalen Charakter annimmt. Aus dem Gesamtgefüge des Gedichttextes treten diese beiden Zeilen besonders hervor, weil sich Braun mit ihnen der klassischen Versform des elegischen Distichons nähert. Die Elegie aber ist die Gedichtform, in der das Bewußtwerden eines Verlustes, die Klage über das Verlorene, das unwiederbringlich Vergangene seit jeher ihren Ausdruck fand.

Ein Meister der Elegie war auch Friedrich Hölderlin, auf den sich Braun mit dem erst in der zweiten Veröffentlichung vorangestellten Titel „Das Eigentum“ bezieht. In seinem Gedicht „Mein Eigentum“ von 1799 beschreibt Hölderlin die Dichtung als Refugium, als Asyl des heimatlosen Dichters. Heimatlos ist der - von den Ideen der französischen Revolution angesteckte - Dichter, weil ihn die bürgerliche Gesellschaft nicht ernst nimmt, seine Ideen und Visionen verlacht. In der Dichtung schafft er sich seine eigene Welt, eine

⁵ Braun bedient sich hier des „vers commun“, einer barocken Sonderform des jambischen Fünfhebers, mit einer Zäsur nach der zweiten Hebung. Er stammt aus der französischen Epik und Lyrik und wurde von Opitz in die deutsche Lyrik eingeführt, wo er sich bis weit ins 18. Jahrhundert hinein hielt.

Welt der Gedanken, der Träume und Utopien. Sie wird sein unveräußerliches Eigentum, seine Heimat.⁶

Braun ersetzt das hölderlinsche Possessivpronomen „mein“ durch den Artikel „das“ und signalisiert damit eine Erweiterung des Eigentumsbegriffs im Sinne sozialistischen Denkens. In ähnlicher Weise hatte er schon 1974 in dem Band „Gegen die symmetrische Welt“ auf das Hölderlin-Gedicht Bezug genommen. Dort heißt es unter dem Titel „An Friedrich Hölderlin“: „Dein Eigentum auch, Bodenloser / Dein Asyl, das du bebautest / Mit schattenden Bäumen und Wein / Ist volkseigen; [...]“. Brauns Kritik an Hölderlin, den er hier doch zugleich beschwört, trifft dessen Egozentrik und Weltfremdheit. Hölderlins Dichtung, so Braun, war „Protest gegen die Entfremdung der menschlichen Verhältnisse und Form der Entfremdung zugleich.“⁷ Denn anstatt gegen die entfremdeten Verhältnisse anzukämpfen, zog sich der Dichter in sein privates Asyl zurück und nahm die Trennung bzw. Entfremdung von Literatur und Gesellschaft in Kauf. Eine Trennung, die Braun nicht akzeptieren kann. Dichtung ist nicht die Festung gegen die äußere, die wandelbare Zeit, sondern sie ist Teil von ihr.

Im Gegensatz zur privatistisch-bürgerlichen Literaturauffassung Hölderlins ist die Dichtung in Brauns sozialistischem Verständnis Volkseigentum. Das heißt, sie thematisiert nicht nur die Probleme, die Weltsicht des Dichter-Individuums, sondern des Kollektivs, für das der Autor spricht. Literatur ist nicht individualistische Rückzugsmöglichkeit aus der realen in eine geistige Welt, sondern gerade entgegengesetzt ein Eingriff in die soziale Welt, ein Werkzeug im revolutionären Kampf. Der Dichter wird zur öffentlichen Figur. Er spricht nicht mehr für sich allein, sondern für die Gesellschaft. Wenn Braun am Ende fragt „Wann sag ich wieder *mein* und meine alle“, dann spricht er hier sowohl von der Utopie Sozialismus, die er jetzt nicht mehr mit allen teilt, als auch von seiner Funktion als Schriftsteller, als ‚Für-alle-Sprecher‘, die er verloren hat.

Wolfgang Emmerich spricht in bezug auf diesen doppelten Verlust vom „Status melancholicus“ der DDR-Autoren nach der Wende.⁸ Melancholie: „Das ist die seelische Verfassung des unbehausten, ent-täuschten, heillosen, vom Scheitern gezeichneten Menschen [...].“⁹ Es hat sich ein Riß aufgetan zwischen der fremden Wirklichkeit und dem

⁶ Vgl. hierzu auch Blochs Begriff der „Heimat“ als eines erst zu verwirklichenden, im Utopischen liegenden Zieles.

⁷ Volker Braun: *Eine große Zeit für die Kunst?* In: V.B.: *Es genügt nicht die einfache Wahrheit*. Notate. Frankfurt/M. 1976, S. 23.

⁸ Wolfgang Emmerich: *Status Melancholicus. Zur Transformation der Utopie in der DDR-Literatur*. In: *Literatur in der DDR. Rückblicke*. Hgg v. Heinz-Ludwig Arnold, Frauke Meyer-Gosau, München 1991, S. 232-245.

⁹ Emmerich, S. 232.

Begehren des Individuums, das seinen Ort in der Welt verloren hat und nun im leeren Raum taumelt. Ähnlich ergeht es den DDR-Autoren: Aus einer sozial bedeutsamen Position stürzten sie nach der Wende in relative Bedeutungslosigkeit, und die Folge dieses Sturzes ist eben jene Wehmut bzw. Melancholie, die auch in Brauns Nachruf-Gedicht „Das Eigentum“ zutage tritt. Aber, so Emmerich, „Volker Braun gehört zum Schlag der trotzigsten, nicht der weinerlichen Melancholiker.“¹⁰

Zu dieser Einschätzung kommt auch Frauke Meyer-Gosau¹¹, doch ist ihr Urteil härter. Für sie ist Brauns Gedicht ein „Klage- und Schmählid“ auf das treulose Land, d.h. die anderen, die in den Westen gingen und die Idee des Sozialismus verrieten. Mehr noch als ein Melancholiker, „scheint hier ein von seiner Schulklasse versetzter Lehrer zu sprechen.“¹² Denn obwohl der Schriftsteller und (laut offiziellem DDR-Literaturverständnis) ‘Volkserzieher’ Braun seiner ‘Klasse’ den Sozialismus gepredigt hat, hat diese sich für den anderen Weg entschieden. Anstatt sich nun nach den Gründen zu fragen und dabei zu bemerken, „die Interessen und Bedürfnisse der Schüler verfehlt zu haben“ (ebd.), beklagt Braun den Verlust dessen, „was nun sich als ein Phantasma enthüllt: die Gewohnheit, in sein ‘Ich’ ein ‘Wir’, im ‘Mein’ ein ‘Unser’ selbstverständlich aufgehen zu sehen.“¹³ Eine Verwechslung der konkreten *volonté de tous* mit der *abstrakten volonté generale* wie Horst Domdey konstatiert, der Brauns Haltung als die eines verschmähten Liebhabers charakterisiert.¹⁴ Anstatt das eigene Scheitern, die eigene Verblendung einzugestehen, so Meyer-Gosau, schafft Braun ein räuberisches Ich – „Mein Eigentum, jetzt habt ihrs [!] auf der Krallen“ - und verfällt damit im Grunde wieder in den alten Schematismus, die „jahrzehntelang kultivierten Gaukelbilder“¹⁵

Die beiden Positionen - Emmerichs nachvollziehend-verständnisvolle und Meyer-Gosaus hart urteilende Interpretation des Braun-Gedichts - spiegeln die Fronten innerhalb der bis heute andauernden Kontroverse über das Erbe der DDR-Literatur. So überzeugend Meyer-Gosaus Argumentation ist, so scheint doch eine behutsamere Auseinandersetzung mit der Situation ostdeutscher Autoren wie Volker Braun oder Christa Wolf die angemessenere

¹⁰ Emmerich, S. 234.

¹¹ Frauke Meyer-Gosau: „Linksherum, nach Indien!“ *Zu einigen Hinterlassenschaften der DDR-Literatur und den jüngsten Verteilungskämpfen der Intelligenz*. In: *Literatur in der DDR*, a.a.O., S. 267-279.

¹² Meyer-Gosau, S. 272.

¹³ Meyer-Gosau, S. 272

¹⁴ Vgl. Horst Domdey: *Volker Braun und die Sehnsucht nach der Großen Kommunion. Zum Demokratiekonzept der Reformsozialisten (in der DDR)*. In: *Deutschland Archiv*, 1990, H. 11, S. 1771-1774.

¹⁵ Meyer-Gosau, S. 272. - Vgl. hierzu auch Brauns Gedicht *Wir und nicht sie* aus dem gleichnamigen Gedichtband von 1970.

Form der 'Vergangenheitsbewältigung'. Denn bei aller Kritik diesen Autoren gegenüber: Den Utopieverlust als solchen sollte man ernst nehmen. Vielleicht rührt ja die Härte vieler westdeutscher Kritiker daher, daß sie sich mit der Situation, an der die DDR-Autoren noch leiden, längst abgefunden haben: ein Leben ohne Utopie, diesseits des „Prinzips Hoffnung“.

* Dieser Aufsatz erschien erstmals in dem *Band Poesia tedesca contemporanea. Interpretazioni*, a cura di Anna Chialroni e Riccardo Morello, Alessandria: Edizioni dell'Orso 1996, S.159-165.

Stand 1.1.2000

Rose Sommer ist Lehrbeauftragte an d. Universität GH Essen.